Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 39 (1959-1960)
Heft: 2

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHER

Historia Mundi

Ein Handbuch der Weltgeschichte in zehn Bänden

Im zweiten Weltkrieg sind von Osten und Westen nicht-europäische Mächte über die europäische Mitte hereingebrochen und haben damit, politisch und wirtschaftlich, auch gleich die westeuropäische Weltgeltung zerstört. Und selbst wenn sich damals das strapazierte europäische Selbstgefühl noch daran hätte aufrichten wollen, daß die westeuropäischen Großmächte schließlich, zusammen mit den außereuropäischen, im Siegerlager mitgehandelt und mitverhandelt hätten, so dürfte dieses künstlich ernährte Selbstgefühl mittlerweile, angesichts des Aufbruchs der asiatischen und afrikanischen «unterentwickelten» Völker und der heillosen Verlegenheit der europäischen, vollends erstickt worden sein. Der Abstieg Europas nimmt seinen sichtbaren Ausgang, wenn man nach einem zeitlichen Anhaltspunkt sucht, von dem Jahre 1917, in welchem die beiden übriggebliebenen Großmächte von heute ihren Anspruch meldeten: Amerika in seinem Eintritt in den Krieg gegen die europäische Mitte, den es in kurzem entschied, Rußland in seinem Eintritt in die Revolution gegen die europäische Tradition, die es in kurzem überwand. Fortan schreitet der Prozeß der Enteuropäisierung der politischen Welt zielsicher voran. — Das ist die politische Voraussetzung.

Mit dem Ruin des überkommenen politischen Europa und der gleichzeitigen Bildung gigantischer Machtkonzentrationen sind aber auch, wie nicht anders zu erwarten, die Grundlagen unserer geistigen Existenz erschüttert worden. Allzu vielen will eine geistige Existenz, wo der Himmel voller Vernichtung hängt, als überflüssige Belastung einer ohnehin knapp gewordenen Zeit erscheinen. Aber auch für viele andere, die sich, vielleicht erst recht, um die geistige Standortbestimmung bemühen, ist angesichts der gegenwärtigen Not der Sinn der Geschichte fragwürdig geworden, drängen sich ungeschichtliche Haltungen, fatalistische, experimentalistische, praktisch-technische in den Vordergrund oder verlocken innerhalb der geschichtlichen die deterministischen. Die Zyklentheorien eines Spengler oder Toynbee, welche den Anspruch erheben, die Zwangsläufigkeit von Aufstieg, Größe und Dekadenz der Kulturen aufzudecken, erscheinen vielsagend und tröstlich; unter den evolutionistischen Geschichtsphilosophien ist zwar diejenige des optimistischen Progressionismus durch die Entwicklung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ad absurdum geführt, dafür aber hat der pessimistische Brutalismus, haben die biologistischen Geschichtstheorien wie diejenige des Darwinismus, die kämpferischen Evolutionslehren der Individuen wie der Kollektive, der Geist Nietzsches und der Geist Lenins, entsprechenden Auftrieb erhalten. — Das ist die geistesgeschichtliche Voraussetzung.

Und endlich sind im rein wissenschaftlichen Bereich der Geschichtsschreibung, in der Werkstube des Historiographen, wesentliche Veränderungen vor sich gegangen. Nicht nur hat sich der Anfall geschichtlicher Quellen, der Umfang geschichtlicher Literatur im Laufe einiger Jahrzehnte ins Unübersehbare gesteigert, sondern es haben sich auch im Verlauf der gleichen Jahrzehnte verschiedenste Randwissenschaften, wie etwa die Anthropologie, die Ethnographie und Ethnologie, die Volkskunde oder auch die

Urgeschichte, in systematischer wissenschaftlicher Klassierungsarbeit angehäufter Funde zu selbständigen Positionen entwickelt, welche die eigentliche Geschichte wohl oder übel zur Kenntnis nehmen muß. — Das ist die wissenschaftliche Voraussetzung.

Ganz abgesehen davon, daß eine jede Generation einen legitimen Anspruch auf eine eigene Weltgeschichte hat, weil jede Generation die Geschichte der Menschheit mit ihren eigenen Augen sieht, scheint demnach, wie aus den skizzierten Voraussetzungen zu entnehmen ist, der Anspruch unserer Generation von besonderer Bedeutung und Dringlichkeit zu sein. Historia Mundi nimmt sich vor, die Weltgeschichte unserer Generation zu sein.

*

Ergibt sich aus den vorgenannten Voraussetzungen, *daß* nach dem zweiten Weltkrieg eine eigenständige Weltgeschichte mit Fug und Recht geschrieben werden kann, wenn nicht geschrieben werden muß, so läßt sich aus ihnen auch entnehmen, *wie* eine solche zu gestalten ist, womit dann auch gleich Absicht und Zielsetzung von Historia Mundi umrissen sind.

Wie es nicht mehr angeht, daß die Sprache, in welcher eine Weltgeschichte geschrieben ist, auch gleich deren Betrachtungsweise bestimmt, so ist für unsere Generation aus dargelegten Gründen auch der alte europäische Plafond eingestürzt. Die Weltgeschichte gewissermaßen als «Gesta Dei per Europam» zu beanspruchen, liegt uns heute eher fern. Historia Mundi muß — und will — Universalgeschichte im wahren Sinne des Wortes, im räumlichen, zeitlichen und geistigen Bereiche sein. Das bedingt, daß im Gegensatz zu den bisherigen Weltgeschichten, in deren Mitte meist das Abendland und die Antike als die gemeinsamen Grundlagen der europäischen Nationalkulturen standen, den anthropologischen, ethnologischen und frühgeschichtlichen Problemen, welche bisher universalhistorisch vernachlässigt worden sind, vermehrtes Ansehen gegeben und neben den alten Hochkulturen Vorderasiens auch den hohen und mittleren Kulturen der anderen Erdteile zu ihrem Recht verholfen werde.

Die Geschichte der einzelnen Kontinente und Kulturen soll zudem in ihrer Eigenständigkeit wie auch in ihrer respektiven Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit gesehen werden, nicht allein im politisch-historischen Stil der histoire des évènements, sondern in einer synthetischen Schau der gesamten politischen, soziologischen, wirtschaftlichen, kulturellen und religiösen Lebensvorgänge.

Um der geistesgeschichtlichen Krise der Gegenwart zu steuern, wird die Geschichte der Menschheit «als die Geschichte einer ursprünglichen und unzerstörbaren Einheit, unbeschadet aller fortdauernden Aufgliederung», empfunden. Wie denn der Mensch als das letzte Anliegen dieser Weltgeschichte erscheint, bleibt die Hoffnung bestehen, daß, wenn sie sich ehrlich darum bemüht, «die gemeinsamen Erinnerungen unseres Geschlechtes zu reinigen und wachzuhalten», wie Fritz Kern in seinem ersten Aufsatz des ersten Bandes: «Die Lehren der Kulturgeschichte über die menschliche Natur» fordert, ein tieferes Verständnis der Gemeinsamkeiten über das Trennende hinweg und daraus eine humanistische Besinnung werde.

Keiner scheint berufener zu diesem Werk als der Bonner Kulturhistoriker Professor Fritz Kern, der es unternommen hat. Schon seine Dante-Untersuchung «Humana Civilitas» und sein berühmtes Werk «Gottesgnadentum und Widerstandsrecht» strahlen die universalgeschichtliche Beziehung aus. Im zweiten Weltkrieg in der Schweiz exiliert, wandte er sich während seines Aufenthaltes am Anthropos-Institut in Posieux (Kanton Freiburg) in vermehrtem Maße den Fragen der Urgeschichte und der kulturgeschichtlichen Völkerkunde zu. In der Sammlung Dalp hat der Verlag Francke in Bern eine postume fragmentarische Zusammenfassung «Der Beginn der Weltgeschichte» veröffentlicht. Von der Schweiz aus knüpfte er auch

die Fäden zu den namhaftesten Fachgelehrten als Mitarbeitern an seinem Lebenswerk, einer universalen Weltgeschichte, dessen Erscheinen er freilich nicht mehr erleben sollte. Doch den Gesamtcharakter des Werkes hat er durch zwei Dispositionen entscheidend geprägt.

Einmal, getreu seiner Auffassung, «daß man die volle menschliche Natur aus der Geschichte nicht erkennen könne, wenn man die Naturvölker auslasse», durch die Betonung des vor- und frühgeschichtlichen Stoffes, indem bei einem Gesamtumfang von zehn Bänden deren fünf der Vor- und Frühgeschichte bis zur Völkerwanderung des europäischen Frühmittelalters gewidmet sind. Bei der Vorgängerin der Historia Mundi, der Propyläen Weltgeschichte, auf welche zum Vergleich verwiesen sei, führen bei gleichem Gesamtumfang lediglich drei Bände bis in das europäische Hochmittelalter hinauf.

Zum andern ist der Charakter des Werkes geprägt durch die Internationalität des Mitarbeiterstabes, welche sich aus der Erkenntnis ergab, daß bei dem universalen Anspruch und dem geforderten Niveau des Werkes und der immer engeren Spezialisierung der wissenschaftlichen Forschung eine Historia Mundi auf der Höhe ihrer Aufgabe eben auch nur durch eine weltweite Zusammenarbeit der führenden Gelehrten aller Kontinente zu realisieren sei. Diese Erkenntnis gilt übrigens nicht nur bei der Gestaltung einer modernen Universalgeschichte, sondern — neben ihrer Rezension! — auch auf dem doch zugänglicher scheinenden Gebiet der Nationalgeschichte, wo gegenwärtig auch in der Schweiz ein historisches Handbuch nach den genau gleichen Gesichtspunkten der spezialisierten Arbeit entsteht. An jedem Band der Historia Mundi haben sich denn zwischen 10 und 20 Spezialisten aus der alten und der neuen Welt beteiligt, darunter auch verschiedene Forscher aus der Schweiz, und sie auch so auf ein internationales Podest erhoben, während, wieder zum Vergleich, die Propyläen Weltgeschichte (gemeint ist natürlich die erste, nicht die durch den Nationalsozialismus zum größten Teil verschandelte Ausgabe) mit verschwindenden Ausnahmen durch deutsche Gelehrte geschaffen worden ist.

Neben der Prägung des Charakters des Werkes durch Gesamtkonzeption und Mitarbeiterstab hat Fritz Kern die vier ersten Bände auch noch im einzelnen festgelegt. Nach seinem Tod (1950) hat auf seinen Wunsch Prof. Fritz Valjavec die Fortführung als sein Vermächtnis übernommen. In diesem Zusammenhang ist auch zu erwähnen, daß die Internationalität des Werkes durch den schweizerischen Verlag Francke in Bern noch unterstrichen wird, welcher für die Herausgabe Beachtung und Anerkennung verdient.

*

Eine kritische Auseinandersetzung mit den in den *ersten fünf Bänden* gebotenen Beiträgen liegt weder in der Absicht noch in den Möglichkeiten des Rezensenten; er muß sich damit zufriedengeben, auf den unerschöpflichen materiellen und gedanklichen Reichtum anzuspielen und am Einzelnen interessierte Leser auf die entsprechende kritische Rezension in der Fachzeitschrift zu verweisen.

Der erste Band: *Frühe Menschheit, Bern 1952*, zerfällt, und zwar wirklich etwas im wörtlichen Sinne, nach den drei Wissenschaften der Anthropologie, der Prähistorie und der Ethnologie, welche darin zu Worte kommen, in drei Teile. Der erste resümiert unter dem Titel «Der Mensch» die Resultate der anthropologischen Forschung (J. Kälin) und befaßt sich mit den heutigen Rassenverhältnissen; der zweite behandelt, teilweise unter völlig neuen Gesichtspunkten, das Altpaläolithikum (H. Breuil) und Mesolithikum, der dritte, «Lebende Völker als Reste ältester Völker und Kulturen», vermittelt einen auch für Laien hochinteressanten Einblick in die ethnologische Kulturgeschichte, welche über die noch nicht ausgerotteten Primitivvölker (Pygmäen, Eskimos

u. a.) den Zugang zu den sog. Urkulturen zu gewinnen sucht (P. W. Schmidt).

Der zweite Band ist betitelt: *Grundlagen und Entfaltung der ältesten Hochkulturen, Bern 1953*[1]. Hat der Mensch als Gegenstand des ersten Bandes auf der Stufe des Wildbeuter- und Jägertums gestanden, so wendet sich der zweite Band denjenigen Entwicklungsstufen zu, welche zu den Hochkulturen führten. K. Narr zeigt in seinem für das Verständnis grundlegenden Aufsatz: «Hirten, Pflanzer, Bauern: Produktionsstufe», daß im allgemeinen nicht das höhere Jägertum, sondern das Zusammentreffen des chthonischen Pflanzers und Bauern mit dem kriegerisch-herrischen Hirten die hochkulturelle Entwicklung auslöst.

Diese Beziehung und Entwicklung wird dann in einer Reihe von Artikeln, je nach den quellenmäßigen und historiographischen Grundlagen mehr oder weniger gesichert, doch mit der gebotenen Behutsamkeit, an den ersten geschichtlichen Hochkulturen in Ägypten (R. Anthes), Kleinasien (J. L. Myres), Mesopotamien (A. Moortgat und G. Furlani), Indien (Ch. von Fürer-Haimendorf und E. Waldschmidt), Ostasien (W. Eberhard) und Altamerika (H. Trimborn) nachgezeichnet.

Der dritte Band: *Der Aufstieg Europas, Bern 1954*, gilt der Verlagerung des entwicklungsgeschichtlichen Schwergewichts in das Mediterraneum[2]. Den prähistorischen Voraussetzungen dient der Abschnitt über die europäischen Kulturen der Bronze- und Eisenzeit (Pia Laviora-Zambotti), nachdem das europäische Neolithikum noch im vorangegangenen Band behandelt worden ist (K. Tackenberg). Im Mittelpunkt steht die Entwicklung Griechenlands von den kretisch-mykenischen Hochkulturen bis zur entscheidenden Auseinandersetzung mit Makedonien (F. Schachermeyr), wirkungsvoll kontrastiert durch die Darstellung des persischen Reiches durch H. S. Nyberg. Der kommenden Auseinandersetzung zwischen der griechisch-hellenistischen Welt und dem römischen Emporkömmling arbeiten Kapitel über Altitalien (G. Devoto) und die frühe Geschichte des römischen Volkes und Staates vor (V. Pöschl). Daß dabei der Ausbreitung und Kultur der Kelten eine gewichtige Würdigung zuteil wird (R. Lantier), entspricht durchaus dem Gesamtcharakter des Werkes und ist erfreulich.

Der vierte Band: *Römisches Weltreich und Christentum, Bern 1956*, erfaßt das Phänomen der Weltreichgestaltung durch Rom in all seiner Vielgestaltigkeit[3]: im politisch-militärischen Werdegang, unter anderem durch eine Darstellung der Kaiserzeit von A. Alföldi; in den sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Aspekten (F. M. Heichelheim); in den kulturellen Verhältnissen in Kapiteln über die lateinische Literatur (A. Ronconi) und das römische Recht (V. Arangio-Ruiz), sozusagen eingebettet in eine umfassende Schilderung der Welt und Kultur des Hellenismus (F. Gschnitzer). Die zweite Wurzel unserer abendländischen Tradition, das Christentum, gelangt in Aufsätzen über das Leben Jesu, die Urkirche und die Ausbreitung des Christentums (E. Stauffer, C. Schneider) zur Darstellung.

Der fünfte Band: *Frühes Mittelalter, Bern 1956*, behandelt die Ablösung der Antike in Europa[4]. Zur Kenntnis der Germanen, welchen die Umgestaltung des Weströmischen Imperiums zufiel, verhelfen zwei Beiträge: derjenige über die Geschichte Skandinaviens bis zur Christianisierung (B. Nerman) sowie der andere, betitelt «Frühgermanische Geisteskultur» (H. Schneider), dessen abgegriffen romantisches Germanenbild freilich nicht mehr recht in eine Weltgeschichte passen will, welche sonst in allen Teilen ein erfrischend moderner Hauch durchzieht. Die Auseinandersetzung mit Rom (W. Enßlin) und die germanisch-romanische Neuordnung Europas (R. Buchner) münden aus im karolingischen Imperium (G. Tellenbach).

Den Aufstieg des Islams zur neuen Großmacht, der sich im Osten und Süden des Mittelmeers vollzieht, schildern F. Gabrieli und R. Tschudi, und auch das Slawentum erhält den ihm gebührenden Platz. Darüber hinaus aber führen drei Artikel (M. de Fer-

dinandy, F. Altheim, H. W. Haußig) in die geheimnisvolle Welt der eurasischen Steppennomaden ein, womit einmal mehr der universale Anspruch des Werkes dokumentiert und, im Rekurs auf das Naturvolk, das Vermächtnis seines Begründers geehrt wird.

*

Die abschließende Frage, ob Historia Mundi ihrer hohen Zielsetzung gerecht geworden sei, dürfen wir nach Einblick in den Inhalt der fünf Bände erfreut und lobend bejahen. Wohl wird man bei einem Werk von derart universalem Charakter immer über die Heterogenität der Beiträge wie auch über Fragen der Gewichtsverteilung diskutieren können. Doch sind die erstklassigen Kapitel fraglos in Überzahl und gehen lebensvolle Erweiterungen des Blicks auf der einen Seite nicht ohne Beschränkungen auf der andern ab. Wenn wir auch gelegentlich auf breitere Darstellungen ehrwürdiger Epochen und Erscheinungen verzichten müssen, so wiegt das erschlossene Neuland diesen Verzicht sicherlich auf. Gerade die betonte Berücksichtigung der ethnologischen Forschung — deren Bedeutung selbst für unsere Schweizergeschichte die neuesten Untersuchungen von H. G. Wackernagel über das alteidgenössische Hirtenkriegertum erwiesen haben — erscheint als bahnbrechend und derart bereichernd, daß Historia Mundi den Anspruch mit Berechtigung erheben darf, die Weltgeschichte unserer Generation zu sein.

Walter Schaufelberger

---

[1] Schweiz. Zeitschrift für Geschichte 5 (1955), 215ff. (Rezension der ersten beiden Bände durch H.-G. Bandi). [2] SZG 6 (1956), 234ff. (Rezension durch E. Meyer). [3] SZG 7 (1957), 79ff. (Rezension durch E. Meyer). [4] SZG 8 (1958), 233ff. (Rezension durch H. Meßmer).

Psychologische Deutungen von Staat und Politik

Das Lebenswerk von *Carl Gustav Jung* hat in der Psychologie der Gegenwart seine untilgbaren, leuchtenden und unverkennbaren Spuren hinterlassen. Ausgehend von Jung haben viele Psychologen ihre Forschungen über des Meisters eigenen Bereich hinaus getrieben, so daß Jungs Einfluß auch keineswegs etwa damit abgesteckt werden könnte, was man gemeinhin seine «Schule» nennt, zumal ja nicht die «Schüler», sondern nur ihrerseits wiederum schöpferische Persönlichkeiten ein solches Werk zu neuer Fruchtbarkeit bringen.

Bemerkenswert aber ist vor allem der Umstand, daß Jungs komplexe Psychologie in den letzten Jahren Seitentriebe in ganz andere wissenschaftliche Gärten aufweist. Sozial- und Individualpsychologie sind ohnehin nur in künstlicher Abstraktion überhaupt trennbar, gehören tatsächlich jedoch zusammen, besteht doch das Individuum aus mannigfachen sozialen Bezügen und umgekehrt die Gesellschaft aus Einzelnen, so daß gemeinsame Strukturen sowohl der Seele des Menschen als auch der sozialen Zusammenhänge wohl anzunehmen sind. Es war Jungs Verdienst, just diese Verflochtenheit des Einzelnen mit dem Kollektiven aufzuweisen, zu deuten und in ein System von Begriffen zu fügen. Nicht umsonst sind es denn auch jetzt die *Sozialwissenschaften*, die Jungs Psychologie ergreifen. Theologen (insofern also Sozialwissenschafter) gingen hierin voran. Dann folgte als Vertreter der Nationalökonomie *Eugen Böhler*. 1957 brachte *Karl Schmid* in seinem «Versuch über die Schweizerische Nationalität», *Aufsätze und Reden*, einen revolutionären Beitrag der Geistesgeschichte, dem er nun eine Betrachtung zur seelischen Lage des heutigen Europa folgen ließ, *Hochmut und Angst*[1]. *Hans Martis Urbild und Verfassung*, «eine Studie zum hintergründi-

gen Gehalt einer Verfassung», gibt den meines Wissens ersten Anwendungsversuch der Jungschen Psychologie im Staatsrecht[2].

Es geht mir hier nicht darum, die genannten Beiträge kritisch zur Darstellung zu bringen, sondern vielmehr um einen Hinweis auf Wert und Grenzen der fraglos interessanten, fruchtbaren, ja sogar faszinierenden Aspekte einer Betrachtungsweise, die nun auch im sozialwissenschaftlichen Raume von Jung ausgeht. Worin besteht das spezifisch Neue dieses Blickpunktes? Soziale und politische Probleme werden da nicht mehr nur unter dem ausschließlich rationalen Aspekt betrachtet, sondern vom Unbewußten her, von den archetypischen Leitbildern her gedeutet. Gerade das Recht, ein sich überaus rational begreifendes und präsentierendes System von Normen, scheint zunächst solcher Optik zu widerstehen — allein hinter dem vordergründigen Recht werden doch jene Urbilder sichtbar, ohne deren gestaltende Kraft dieses nie geworden wäre. Man versucht also, in eine bedeutend tiefere, unsichtbarere, unbelegbare Schicht vorzustoßen, weit darüber hinaus, was seit Marx gemeinhin Ideologie genannt wird, da der Archetypus, wie ihn Jung entwickelt hat, nicht «Überbau» oder «Unterbau» ist, sondern schlechthin die gestaltende Kraft selbst, die sich nicht nur in Bildern, sondern auch im Rationalen, beispielsweise also sogar in der Schweizerischen Bundesverfassung, manifestiert hat.

Hans Marti bringt solche Betrachtungsweise in einem konzisen, in echt juristischer Art mit vielerlei exakten Beispielen belegten, aber auch unter großen Ideen geordneten Rückblick auf die Verfassungsgeschichte der Eidgenossenschaft zur Anwendung. Ausgehend vom Männerbund der Eidgenossen des Jahres 1848, der ganz unter patriarchalischen Vorzeichen steht, zur Helvetia Mater, zum hegenden Wohlfahrtsstaat der Gegenwart hingewendet, schildert Marti an Hand psychologischer Kategorien die Auflösung des Normativ-Männlichen ins Matriarchalische. Die «Linke», weit mehr nun als eine politische Bewegung, nämlich zugleich Symbol des Mütterlichen und vordringende Kompensation einer einseitig patriarchalischen Rechtsordnung freier Bürger in allen Parteien, ist am Zug. Sie soll uns, so hofft Marti, zur Synthese im sozialen Rechtsstaat hin führen, einer Synthese, die nach der glänzend und bis ins Zwangsläufige ehrlichen Analyse nicht sehr überzeugend klingt. Als ein Beispiel unter vielen anderen führt Marti die Wandlung des Verfassungsgesetzgebers hinsichtlich seiner Bewertung des (weiblichen) Wassers an: ursprünglich nur Abwehr, Verbauung, Schutz vor dem wilden Bach — jetzt Schutz des Stromes vor der Technik. Da wird freilich auch die Grenze psychologischer Deutung sichtbar; denn entspricht diese Wertung des Wassers nicht einem eminent praktischen Sachverhalt, zuerst dem Schutzbedürfnis gegenüber einem wilden Element, nun dem Ausverkauf der Heimat? Daß indessen im Widerstand gegen die männlich-herrische Technik der Stern der Großen Mutter aufgeht, ist zweifellos eine tief richtige Interpretation.

Karl Schmids Analyse der bedrängten Seele des Europäers geht aus von der Frage, ob unsere Aversion gegenüber den polaren Mächten, in deren Spannungsfeld wir uns räumlich und politisch befinden, Sowjet-Union und Amerika also, nicht dem Schema der Projektion entspricht, wie ihn die Individualpsychologie beschrieben hat. Im Laufe der Untersuchung wird diese Frage beantwortet und die unheimlich gefährliche Dissoziation geschildert, die sich in des Europäers Seele zwischen Verstand und Gefühl, Rationalem und Irrationalem vollzogen hat. Es ist unmöglich, die Fülle der Gedanken und Visionen, die in diesem Buch mit einer oft dichterischen Intensität zusammengedrängt worden ist, auch nur andeutungsweise wiederzugeben. Während der «Versuch über die Schweizerische Nationalität» von 1957 den Nationalcharakter unseres Landes mit Hilfe psychologischer Kategorien erstmals umriß, kann «Hochmut und Angst» füglich ein Meisterwerk genannt werden, in welchem

die Möglichkeiten psychologischer Geistesgeschichte zur vollen Reife gebracht worden sind.

Noch wäre es verfrüht, allgemeine Konklusionen zu formulieren. Widersprüche etwa, wie sie unschwer aus den beiden gleichzeitig entstandenen Schriften Schmids und Martis herausgezogen werden könnten, indem Schmid den eidgenössischen Nationalcharakter von seinem Ursprung her eher dem Archetypus der Mutter zuordnet (Rütlischwur als hegende Gebärde über dem kleinen Kreis), während Marti just diesen Bund, der später zur Verfassung geworden ist, als Männerbund charakterisiert — solche Widersprüche stellen den Wert des gewonnenen Neulandes keineswegs in Frage, mögen aber zur Vorsicht Anlaß geben. Ich halte beide der genannten Deutungen für richtig, die erste im Verhältnis zu anderen europäischen Staaten, die zweite in bezug auf die Verfassungsentwicklung der Schweiz, also in den vom Verfasser jeweilen selbst vorausgesetzten Relationen. Diese Relationen selbst freilich sind, gleich Arbeitshypothesen, vorausgesetzt und insofern schöpferisch-willkürliche Wahl der Optik. Und wenn schon eine Gegenüberstellung Schmids und Martis skizzenhaft versucht wird, ist auch nicht zu übersehen, welche stilistische und methodische Tradition ein jeder von seiner eigenen Fakultät her mitbrachte, so daß noch andere Ströme in jenen breiten und fruchtbaren Strom einmünden, der von C. G. Jung ausgeht.

Manfred Kuhn

---

[1] Karl Schmid: Aufsätze und Reden, Artemis Verlag, Zürich 1957; Hochmut und Angst, Artemis Verlag, Zürich 1958. [2] Hans Marti: Urbild und Verfassung, Verlag Hans Huber, Bern 1958. — Nach Abfassung dieser Rezension ist ferner erschienen: Max Imboden, Die Staatsformen (Versuch einer psychologischen Deutung staatsrechtlicher Dogmen), Helbing & Lichtenhahn, Basel 1959. Damit ist die staatsrechtlich-psychologische Literatur der Schweiz um ein weiteres Werk erweitert.

Zur Deutung Platons in der Gegenwart

Während anderthalb Jahrtausenden war das Platonbild des Abendlandes durch die Sehweise des späteren Altertums bestimmt. Philon und Plutarch, Plotin und Augustin schufen diejenige Form des Platonismus, der das Mittelalter und die Renaissance beherrschte, ja noch bis in die deutsche Romantik hinein bei Schleiermacher seine Wirkung übte. Dabei war teilweise in Vergessenheit geraten, wie wenig von dem, was als Platonisch galt, in Platons Schriften selbst zu finden ist. Erst das 19. Jahrhundert begann sich ernsthaft um eine Platonerfassung zu bemühen, die auf dem überlieferten Werk gegründet ist.

Aber auch die Forschung der letzten hundert Jahre spiegelt gleichzeitig die Anliegen ihrer eigenen Zeit. Besonders deutlich ist das in der Platoninterpretation der Neukantianer, die in Platons Ideenlehre die wesentlichen Begriffe der Philosophie Kants wiederzufinden glaubten. Von viel größerer Bedeutung aber war der Versuch, Platons Philosophie, die bisher als statische Größe erfaßt worden war, in den das letzte Jahrhundert beherrschenden Entwicklungsgedanken einzubeziehen. Der wichtige Erfolg dieser Bemühung war die Festlegung einer chronologischen Ordnung der Dialoge, die ihrerseits die Grundlage für ein Erfassen der philosophischen Entwicklung Platons bilden konnte. Diese Arbeit galt, ihrem Ausgangspunkt entsprechend, vornehmlich dem Gedanklichen, nicht dem Biographischen, das davon abgetrennt wenig Beachtung fand. Eine entscheidende Verschiebung der Be-

trachtungsweise bedeutete das 1919 erschienene Werk über Platon von U. v. Wilamowitz, welches das Lehrhafte ganz zurückdrängt und Platon als Menschen im Leben und Treiben seiner Zeit sehen will, wobei allerdings vom überzeitlichen Gehalt der Platonischen Dialoge wenig mehr übrig bleibt.

Mit neuen Voraussetzungen trat die Zeit nach dem ersten Weltkrieg an Platon heran. Ihr Anliegen war eine Betrachtungsweise, in der Leben und Werk nicht zwei getrennte Welten sind, sondern eine innere Einheit bilden, wobei das eine das andere zu erhellen hat. Diese Zusammenschau war vor allem im Georgekreis entwickelt worden. Ohne ihm anzugehören, ging Ernst Howald in seinem 1925 erschienenen Buch «Platons Leben» ähnliche Wege. Für ihn wie für die Darsteller aus dem Georgekreis treten die bisher sorgsam gehegten Einzelheiten der Überlieferung zurück. Das in einer inneren Schau begriffene Platonbild findet sein Material nicht in den Texten, es ist in erster Linie eine Deutung, deren Ansatzpunkte außerhalb der überlieferten Daten liegen. Diese Haltung hat ihre besondere Berechtigung gerade bei Platon, da in dem durch die philologische Forschung als echt erwiesenen siebenten Brief jene bedeutungsvollen Sätze zu finden sind, in denen Platon sagt, daß er seine eigentliche Lehre nie aufgeschrieben habe noch je aufschreiben werde.

Ende der zwanziger Jahre erschien ein Werk, das die alte und neue Betrachtungsweise einer glücklichen Synthese zuführte. Paul Friedländer veröffentlichte 1928 sein Buch «Platon» mit dem Untertitel «Eidos, Paideia, Dialogos», dem er 1930 einen zweiten Band «Die Platonischen Schriften» folgen ließ. Auch Friedländer will die Einheit zwischen Leben und Werk in einer tragenden Mitte begreifen, ohne daß er aber dabei — seinem Lehrer Wilamowitz verpflichtet, dem er sein Werk gewidmet hat — die philologische Beziehung zum Text vernachlässigt sehen möchte. Im Suchen nach der Einheit liegt auch das Gemeinsame der beiden Bände: während der erste die Übereinstimmung von Bios und Logos herausstellt, erweist der zweite die Harmonie von Inhalt und Form am einzelnen Dialog. So ist Friedländers «Platon» zu einer großangelegten Interpretation des griechischen Philosophen geworden und hat dadurch schon bei seinem Erscheinen eine Sonderstellung neben der sonstigen Platonliteratur eingenommen. Es ist daher nicht verwunderlich, daß das Werk nach fünfundzwanzig Jahren eine Neuauflage erlebt, die gleichzeitig eine weitgehende Neubearbeitung darstellt[1].

«Die Platonischen Schriften» werden jetzt in zwei Halbbänden vorgelegt, wodurch die Handlichkeit gewonnen hat. Sonst weist dieses Buch gegenüber früher keine wesentlichen Veränderungen auf, wohl aber ist in der Formulierung im einzelnen vieles neu, so daß streckenweise fast jede Zeile einen spürbaren Eingriff aufweist. In den Anmerkungen, die in der Neuauflage in einen Anhang verwiesen sind, findet sich auch eine Auseinandersetzung mit der seit der ersten Fassung erschienenen Literatur. Eine gesonderte Zusammenstellung der berücksichtigten Werke gibt gleichzeitig einen Überblick über die heute dem Textverständnis dienenden Publikationen.

Weitergehende Veränderungen zeigt der erste Band. Schon der Untertitel ist neu gefaßt und lautet jetzt «Seinswahrheit und Lebenswirklichkeit», was — im Sinne von Idee und Existenz — das zentrale Anliegen des Buches herausstellen soll. Der Umfang ist auf das Anderthalbfache angewachsen, indem den neun Kapiteln der ersten Auflage, die jetzt als Teil I zusammengefaßt sind, wei-

---

[1] Paul Friedländer: Platon, Band I, zweite, erweiterte und verbesserte Auflage, Walter de Gruyter, Berlin 1954, Band II, die Platonischen Schriften, erste Periode, zweite, erweiterte und verbesserte Auflage, Walter de Gruyter, Berlin 1957. (Die Schriften der zweiten Periode sollen demnächst erscheinen.)

tere acht Abschnitte folgen, von denen nur zwei als «Exkurse» schon im Anhang der früheren Auflage stehen.

Teil I, auch er neu redigiert, versucht Platon aus der Sicht der traditionellen Problemgeschichte herauszulösen, die unter Berufung auf Aristoteles die Platonische Philosophie aus den Lehren der vorausgehenden Denker erwachsen sein läßt: er habe zum Parmenideischen Sein das Herakliteische Werden gefügt, wobei an die Stelle des vorher nicht näher differenzierten Seins die Ideen getreten seien, die Platon folgerichtig aus den Begriffen und Definitionen entwickelt habe, deren Entdecker Sokrates gewesen sei. Dieser Einordnung, die der Person des Philosophen keinen Raum läßt, stellt Friedländer ein «zentrales Erlebnis» Platons gegenüber, um dessen Denken in seinen Wurzeln aufzudecken und zu verstehen: nach dem Selbstzeugnis des siebenten Briefes war das Sinnen des jungen Atheners zuerst ausschließlich auf den Staat gerichtet gewesen; er erlebte aber den Zusammenbruch der herkömmlichen Polis und im Schicksal des Sokrates, der dem Zerfall entgegenarbeitete, sah er die Zersetzung Athens symbolhaft vor sich. Zusammenbruch bedeutet Unordnung, diese wieder trägt die Ungerechtigkeit in sich. So wurde Platon darauf verwiesen, nach dem Staat zu forschen, in dessen Ordnung die Gerechtigkeit gewährleistet ist. Er suchte den wahren Staat — und fand dabei als eigenstes Erlebnis das Reich der Ideen, weil sein «Seelenauge» unmittelbar sah, was Sokrates ihn suchen gelehrt hatte. So ist dieses Urerlebnis an Sokrates gebunden. Nicht vergebens zeigt jener Mensch im Höhlengleichnis der «Politeia», dem nach der Lösung aus den Fesseln der Aufstieg gelingt, Züge des Sokrates. Denn wenn er wieder zu den Gefesselten tritt und sie befreien und hinaufführen will, läuft er Gefahr, von ihnen getötet zu werden; Platon aber hat sich hinaufführen lassen und dabei das Gerechte zu schauen vermocht. So ist für ihn die Idee nicht aus theoretischen Interessen entstanden, sondern aus dem Zwang, einen neuen Staat zu formen, mag er auch später, um seinem Erleben Ausdruck zu geben, die Mittel der traditionellen Philosophie verwendet haben.

Diese Gedanken sind zur Hauptsache im Kapitel «Mitte und Umkreis» entwickelt. Derselbe Titel könnte als Motto über dem ganzen ersten Teil von «Seinswahrheit und Lebenswirklichkeit» stehen. Um die Mitte der Ideen-Intuition kreisen in den übrigen Abschnitten die Bemühungen des Interpreten, wobei alle ein Teilphänomen fassen, das ohne Beziehung zum Ganzen seines tiefsten Sinnes beraubt wäre. Dabei bleibt alles gestalthaft an Sokrates gebunden. Das Dämonische wird als dessen Wesenszug erkannt und gedeutet, ebenso die Ironie, von der sein Leben erfüllt ist. Ironie und Dämonie ist seine Erotik, wie anderseits sein ironisches Nichtwissen in der Dialektik gegründet sein muß; und aus den mythenähnlichen Zügen des Sokratischen Daseins erwächst der Platonische Mythos als Ausdrucksform für das Unsagbare.

Ein ganz anderes Gesicht trägt der zweite Teil des ersten Bandes. Ihm fehlt die Einheitlichkeit, dafür ist er fast überreich an unerwarteten Ausblicken und geistreichen Beziehungen. Im Kapitel «Platon als Physiker» geht der Verfasser vom tiefsinnigen Spiel des «Timaios» aus, um dann den Einfluß der Platonischen Physik auf die neuere Naturwissenschaft nachzuzeichnen. Nicht weniger eindrucksvoll sind Abschnitte, in denen eine Auseinandersetzung mit moderner Platonliteratur versucht wird. Besonders zu fesseln vermag die Kritik an M. Heideggers Buch «Platons Lehre von der Wahrheit» (1949). Die dort versuchte Deutung des Begriffs «Aletheia» wird als unhaltbar erwiesen, weil sie, von einer unsicheren Etymologie ausgehend, dem Textbefund in den Schriften Platons widerspricht.

Gerade der zweite Teil von Band I zeigt deutlich, daß Friedländer seit der Abfassung der ersten Auflage in seinem Forschen um Platon nicht stehengeblieben ist, sondern die Auseinandersetzungen der letzten Jahrzehnte

übersieht und für sein Platonbild fruchtbar macht. Sein Werk darf deshalb darauf zählen, auch in der Gegenwart unter den Platonbüchern an erster Stelle genannt — und gelesen zu werden!

Ernst Gegenschatz

Plutarchs Biographien

«Daneben fülle ich meine Leselücken aus. So habe ich die alte Daciersche französische Übersetzung des Plutarch durchgelesen und kann nun gar nicht begreifen, wie man, ohne Plutarch zu kennen, habe existieren können.» So schreibt Gottfried Keller in einem Brief des Jahres 1854. Ja, daß man ohne Plutarch nicht leben könne, das war die Meinung der Jahrhunderte von der Renaissance bis zu Keller. Gehört er, Plutarch, auch nicht zu den ganz großen Namen des klassischen Altertums, und hat er gelebt und geschrieben zu einer Zeit (vom ersten ins zweite nachchristliche Jahrhundert), in der uns der griechische Genius, im ganzen gesehen, nicht mehr die überragenden Schöpfungen der Literatur oder der darstellenden Kunst schenkt, so vermochte er doch mit seinem umfangreichen schriftstellerischen Oeuvre auf die nachantike Welt eine Wirkung auszuüben, die dem Nachleben der ersten Geister nicht oder nur wenig nachsteht. Und diese Wirkung verdankt er, wie andere griechische oder lateinische Autoren jener Epoche, seiner historisierenden-philosophierenden-moralisierenden, kurz seiner besinnlichen Art, mit der er im Zeichen einer zeitgemäßen Philantropie möglichst viele Leser, viele Menschen bewegen will.

Die eben gegebene Charakterisierung gilt mit einem Mehr oder Weniger für beide Teile der erhaltenen Werke Plutarchs, für die popularphilosophischen Schriften (Die «Bibliothek der Alten Welt» hat in zwei Bänden eine Auswahl herausgebracht) und für die uns hier im besonderen interessierenden Lebensbeschreibungen bedeutender Griechen und Römer, von den mythischen Gestalten Theseus und Romulus bis zu einzelnen römischen Kaisern aus der Gegenwart des Verfassers[1]. Mit diesem zweiten Teil verbindet sich ein weiterer spezieller Ruhm: Plutarch, das Vorbild für die Literaturgattung der Biographie. Griechen und Römer sind beschrieben, sagten wir, und zwar ist in der Regel je ein Grieche und Römer zu einem Paar zusammengestellt, wobei auf die beiden Biographien auch noch eine kurze vergleichende Würdigung der beschriebenen Figuren folgt (z. B. Aristides und der alte Cato, Demosthenes und Cicero). Der Grund dieses eigenartigen Verfahrens? «Das ganze Unternehmen stellte sich bewußt in den Dienst der Aufgabe, um die wir auch sonst Plutarch bemüht sehen: Griechen und Römer als die Träger des Imperiums einander immer näher zu bringen, sie einander immer besser kennen zu lehren und die gegenseitige Achtung zu erhöhen» (so führt Ziegler, der sich schon seit langem um die Herausgabe und Deutung der plutarchischen Werke verdient gemacht hat, an anderer Stelle aus).

In einem Ausmaß, das nicht überschätzt werden kann, sind unsere Kenntnisse und Vorstellungen vom griechischen und römischen Altertum durch die zahlreichen Schriften Plutarchs, vor allem durch seine Biographien, mit ihren sehr detaillierten Dokumentationen, zu denen auch die Anekdote gehört, bestimmt. Die Geschichten von Solon beim König Krösus, von Perikles und Aspasia, von Coriolan mit seiner Mutter, von Cäsar, der sein Glück bei sich auf dem sturmumtobten Schiff hat, sie sind uns, ohne daß

[1] Plutarch: Große Griechen und Römer. Eingeleitet und übersetzt von Konrat Ziegler. Bd. I—IV. Die Bibliothek der Alten Welt. Artemis-Verlag, Zürich und Stuttgart 1954—1957.

wir es meist wissen, in der Form vertraut, wie sie von Plutarch geschaffen wurde. Eine Monographie, wie das in jüngster Zeit vielgenannte Buch von Ronald Syme «The Roman Revolution», hat für die Jahrzehnte der untergehenden Republik und der entstehenden Monarchie nicht weniger als acht plutarchische Biographien unter ihren wesentlichen Quellen zu nennen. Aber auch umfassende Werke wie Jakob Burckhardts «Griechische Kulturgeschichte» oder Mommsens «Römisches Staatsrecht» weisen in ihren Anmerkungen nicht selten auf Plutarch hin.

Ins Deutsche übersetzt hat man die Biographien öfter, aber meistens nur in Auswahl (wobei manches Mal die Form der Doppelbiographien verloren ging) und im vorigen und in diesem Jahrhundert gern mit Wiederholung oder Überarbeitung der an sich verdienstvollen Verdeutschung von J. F. S. Kaltwasser (um 1800). So ist eine neue Übersetzung aller Biographien, die auf den modernen griechischen Textausgaben beruht, sehr erwünscht und wird auch den Beifall der Wissenschaft finden, die noch keine kommentierte Gesamtausgabe besitzt. Der Artemis-Verlag hat das Wagnis unternommen; vier der insgesamt vorgesehenen sechs Bände liegen vor; allen Beteiligten, vom Verlag bis zum Übersetzer und Herausgeber *Konrad Ziegler*, darf schon jetzt Dank und Glückwunsch gesagt sein.

Ziegler, Honorarprofessor an der Universität Göttingen, ist nicht alleiniger Übersetzer. Eine kleinere Zahl von Biographien steuert *Walter Wuhrmann*, Lehrer an der Kantonsschule Schaffhausen, bei. Auf den Unterschied in der Übersetzungsweise der beiden Beteiligten — es geht um das Verhältnis von Treue gegenüber dem Original einerseits und Lesbarkeit anderseits — ist am Schluß von Zieglers Einleitung eigens hingewiesen. Wir empfinden diese Differenz, die der rasche Leser übrigens gar nicht beachten wird, als reizvoll und nicht etwa störend, zumal man ja die Biographien einzeln auf sich wirken läßt.

Ganz ohne erklärendes Beiwerk können diese Biographien nicht gelesen werden. So sind denn, für jeden Band am Schluß zusammengefaßt, nützliche und, wie uns scheint, ausreichende Erläuterungen zu einzelnen Stellen gegeben, auf die vorn im Text verwiesen wird. Mehrmals ist den jeweiligen Erläuterungen noch ein erwünschter Hinweis auf die historische Zuverlässigkeit, Quellenbenutzung usw. der betreffenden Biographie vorangestellt; vielleicht hätten die auf diese Weise bedachten Biographien noch vermehrt werden können (z. B. Camillus). Für alle Bände zusammen und damit für Plutarch und seine Biographien im ganzen enthält der erste Band eine dreißig Seiten umfassende, aufschlußreiche Einleitung. Ob sie wohl ihre Aufgabe voll zu erfüllen vermag, nämlich ein weiteres gebildetes Publikum an Plutarch heranzuführen? Mancher Leser möchte hier etwa Weiteres und Näheres über den Wert der Biographien für unser Wissen vom Altertum sowie über die schriftstellerische Kunst des Verfassers wünschen, andererseits aber jene Seiten überblättern, auf denen mehr fachwissenschaftliche Fragen erörtert sind, wie diejenigen nach der Reihenfolge der Biographien in ihrer Entstehung bei Plutarch und nach ihrer Anordnung in den Handschriften und Ausgaben bis heute. Und der letzte Band schließlich wird ein gleichfalls willkommenes Namen- und Sachregister bringen.

Heinz Haffter

Der Mensch und das Schöpferische

Zum Eranos-Jahrbuch 1956

Die Eranos-Gesellschaft widmete ihre 25. Tagung dem Problem des Schöpferischen. Die 11 Vorträge legt wie bisher der Rhein-Verlag als Jahrbuch vor.

In einem auch dem Gehalt nach zentralen Vortrag berichtet *Ernst Benz* über die Lehre von *Joachim von Fiore*. Der gelehrte Abt († 1202) schuf eine Art visionäre Theologie, gestützt auf die Dreieinigkeitslehre. Sie vereinigt das Alte und das Neue Testament mittels einer über diese hinausweisende Synthese. Während das Alttestament eine in sich abgeschlossene Zeit, die des Vaters (des Gesetzes) darstellt, eröffnet das neue die Zeit des Sohnes (der Gnade), die in eine dritte Zeitperiode überführt. Diese steht unter der Vorherrschaft des Heiligen Geistes (der Liebe). — Die Lehre, auch von Dante hochgeschätzt, setzt voraus, daß die Schöpfung mit dem Erschaffen des ersten Menschenpaares nicht abgeschlossen wurde. Den Schöpfungsplan teilt jeweils die Offenbarung mit. Die Verschiedenheiten in der Art der Offenbarung bedingen die Unterschiede der Weltperioden. Sie prägen ihrem Wesen entsprechend auch das menschliche Leben. Der Vater offenbart sich durch Propheten, der Sohn durch Fleischwerdung, der Heilige Geist durch Erleuchtung des in Askese und Gebet vorbereiteten Einzelnen. Es wäre auch eine vierte Weltperiode im Sinne Joachims denkbar, charakterisiert etwa durch die im neuen Maria-Dogma erstmalig angedeutete Gottwerdung des Weiblichen.

Gershon Scholem unterstreicht in seiner Kabbala-Auslegung, wie wenig selbstverständlich der Gedanke einer Schöpfung aus dem Nichts sei. Gottes Sich-Ergießen ist die Welt. Diese ist zugleich sein entfremdetes Ich, das er im Weltgeschehen nicht nur ausströmt, sondern gleichzeitig in sich zurücknimmt und sich so erfährt. Scholem nennt dies «Selbstverschränkung Gottes». Erstaunlich nah verwandt ist diese Kabbala-Spekulation zur neuplatonischen und zur gnostischen Philosophie, die zuletzt in Schellings These von *Un*grund in Gott eine Kulmination erfuhren.

Die menschliche Schöpfung aber fordert Selbstaufgabe. So faßt *Mircea Eliade* seine Auslegung von Balladen aus Siebenbürgen zusammen. Die Burgmauer zu errichten gelingt den Steinmetzen erst, wenn sie sie mit dem ihnen Teuersten: dem Blut der eigenen Frau vermörteln. — Über *Erich Neumanns* und *Herbert Reads* Ausführungen über das Dichten ließe sich Schelers Formulierung als Motto stellen: der Künstler ist die Mutter des Kunstwerkes, dessen Vater jedoch bleibt verborgen und teilt sich nur in der Inspiration mit.

Wir greifen noch *Adolf Portmanns* Vortrag heraus: der Biologe legt ein Kapitel der von ihm ins Leben gerufenen *Phanerologie*, d. h. der Erscheinungslehre des Lebendigen vor. Üblicherweise als «Zufall» gedeutete Merkmale wie Färbung und Musterung versteht Portmann als Selbstdarstellung, die wesentlich zur Weltbeziehung des Lebendigen gehört, nicht anders als Selbsterhaltung. Die Wendung von der kausalen Naturbetrachtung zu einer teleologisch interpretierbaren zeichnet sich damit klar ab, und das ganzheitliche Weltverständnis erscheint auch von der Biologie her als vorbereitet.

Alle Vortragenden haben an *C. G. Jungs* Ideenwelt Anteil. Sie wenden Jungs Gedankengut und Terminologie an, sie stellen aber seine Psychologie nicht dar. Das muß man wissen. Besonders dann, wenn Vorträge den Anschein haben, als ob Jungs Psychologie zugleich eine Weltanschauung darböte. Sie entwirft jedoch nur eine Methode, mit deren Hilfe Zusammenhänge der Wirklichkeit — freilich auch der religiösen Wirklichkeit — heraussondiert werden können. Sie beantwortet aber keine einzige Sinnfrage: Psychologie ersetzt die Offenbarung nicht,

sie hilft höchstens deren Verständnis zu erweitern.

Das Eranos-Jahrbuch trägt als Ganzheit gnostische Züge. Gnosis bemüht sich um religiöse Erkenntnis, mit der Betonung auf *Erkennen*. Erkennen soll aber Heilung und Erlösung gewähren. Faßt man die Beiträge als gnostische Lehrmeinungen auf, so verfällt man mit Leichtigkeit Spekulationen, die das religiöse Erleben unterbinden. Liest man sie jedoch als offene Fragen, so erscheinen sie als Wegweiser, die ein fruchtbares Vertiefen in metaphysische Probleme ermöglichen. Dann verdeutlicht sich auch als wesentlichster Ertrag des Jahrbuches die Erkenntnis, daß eine jeweilige Antwort nur von der anderen, nichtmenschlichen Seite her zuteil werden kann.

Alexander Gosztonyi

«Man meint immer», sagte Goethe lachend, «man müsse alt werden um gescheit zu sein; im Grunde aber hat man bei zunehmenden Jahren zu thun, sich so klug zu erhalten, als man gewesen ist. Der Mensch wird in seinen verschiedenen Lebensstufen wohl ein anderer, aber er kann nicht sagen, daß er ein besserer werde, und er kann in gewissen Dingen so gut in seinem zwanzigsten Jahre recht haben als in seinem sechzigsten.

Man sieht freilich die Welt anders in der Ebene, anders auf den Höhen des Vorgebirgs, und anders auf den Gletschern des Urgebirgs. Man sieht auf dem einen Standpunkt ein Stück Welt mehr als auf dem andern; aber das ist auch alles, und man kann nicht sagen, daß man auf dem einen mehr recht hätte als auf dem andern. Wenn daher ein Schriftsteller aus verschiedenen Stufen seines Lebens Denkmale zurückläßt, so kommt es vorzüglich darauf an, daß er ein angeborenes Fundament und Wohlwollen besitze, daß er auf jeder Stufe rein gesehen und empfunden, und daß er ohne Nebenzwecke gerade und treu gesagt habe, wie er gedacht. Dann wird sein Geschriebenes, wenn es auf der Stufe recht war, wo es entstanden, auch ferner recht bleiben, der Autor mag sich auch später entwickeln und verändern wie er wolle.»

Eckermann: Gespräche mit Goethe — *17. Februar 1831*